

Dunkle Tage.

B o n

J. P. Klassen

~~J. A.
TOEWS
289.747
K63
Dun~~

Dunkle Tage

V o n

Peter
J. B. Klassen
Johanna

Zu beziehen durch:

House
Mennonite Publishing House

Scottsdale, Pa.

1923.

und

Mundschau Publishing House

672 Arlington St.

Winnipeg, Man.

(Preis 35 c.)

33p.

Alle Rechte vorbehalten.

„Dunkle Tage“

hab ich dies kleine Büchlein genannt. Es gibt dem Leser Einblicke in jene Schreckenszeit, wo ein Menschenleben so gar nichts geachtet wurde.

Uns hat in jenen Tagen der Meid ergriffen, wenn wir an Gräbern standen; wir haben uns herausgewünscht aus dieser argen Welt; uns überkam eine Sehnsucht nach jener Welt, wo der Friede wohnt und der Haß und die Lieblosigkeit für ewige Zeiten verbannt sind.

Schwarz, düster sah es auf der Erde aus; sie wurde mit Blut getränkt. Um so heller leuchtete aber auch die Liebe und feierte ihre größten Triumpfe und erleuchtete die Dunkelheit, wie der Blitz in der Nacht. Eine Opferfreudigkeit tat sich kund wie noch nie zuvor.

Hätte der alte durch Jahrtausende erprobte Gott, unter dessen ewigen Armen eine Zufluchtsstätte ist immerdar, uns im Stich gelassen, dann freilich wärs um uns geschehen, wir wären wahnsinnig geworden. Unmenschliche Greuelthaten sind verübt worden; übermenschliche Kräfte sind uns zugeströmt aus der oberen Welt.

S. P. Klassen.

Kosthern, am 22. Dez. 1923.

1. Jasch.

Meine Freundschaft mit P. datiert vom Jahre 1887. Wiewohl wir in mancher Beziehung sehr verschieden waren, hat sich das Band in all diesen Jahren nur noch fester geknüpft. Oft bin ich in seinem Hause eingekehrt, wozu das Ziehen an einem gemeinsamen Netze vielfach Veranlassung gab. Man fühlte sich da recht zu Hause. Gastfrei zu sein ohne Murmeln, das hatten die lieben Leute aus dem ff gelernt. Die Kinder waren alle wohl geraten, doch der Jasch, das war so etwas ganz Appartes, so ganz anders, als alle andern Menschen.—

Nachdem er die Elementarschule absolviert, brachte er es durch Selbstunterricht und Stundennehmen bis zum Schulmeister. Sein Repetitor gab ihm das beste Zeugnis und sagte einst zu mir, daß er noch nie einen so strebsamen Schüler gehabt, wie unser Jasch, nie sei er befriedigt, nur immer weiter, wenn ein Ziel erreicht war, so trat vor seine nach Wissenschaft dürstende Seele schon ein anderes. Es war ein förmliches Sagen: nicht daß ich es schon ergriffen hätte, aber ich jage ihm nach, daß ich's ergreifen möchte, nachdem ich ergriffen bin von Christo Jesu." Das Wort eines Lehrers der von Schiller sagt, daß er ein Pferd sei, welches doppeltes Futter brauche, fand auf unseren Jasch seine volle Anwendung. —

Das in seinem Herzen die Liebe wohnte, welche nicht das Ihre sucht, sondern das, was des anderen ist, dafür liegen tatkräftige Beweise vor.

Als einst ein leichtsinniger Vogel, mit dem er zusammen bei einem Lehrer in Zefaterinoslaw Unterricht genommen, durchgegangen war, ohne denselben für seine Arbeit zu entschädigen, da versuchte Jasch die Ehre desselben, oder die unseres Volkes zu retten, indem er denselben entschuldigte und für ihn bezahlte.— In dem Dorfe, wo Jasch schulmeister-

te, gab es viel recht arme Schulkinder; viele derselben erzählen heute noch von dem warmen Herzen ihres Lehrers, der so manchen Rubel seiner Gage für sie opferte. „Schätze zu sammeln, wo die Diebe nach graben und die der Rost fressen“ das ging ihm ganz ab.— Kurze Zeit nur war er Lehrer, da trieb es ihn ins Ausland, sein Wissen zu bereichern; dann kehrte er wieder heim, um an der Zentralschule tätig zu sein. Mit großer Begeisterung reden seine Schüler von ihrem Lehrer Jasch, der im Sturm ihre Herzen erobert und ihnen jeden Unterricht so lebendig und anschaulich gemacht.—

Zu jener Zeit waren wir damit beschäftigt, Stipendien zu gründen, um junge Menschen, die sich zum Beruf eines Predigers eigneten, ins Ausland zu schicken. Viele unserer Gutsbesitzer verpflichteten sich, jährlich eine bestimmte Summe für diesen Zweck zu opfern. Einer der ersten Kandidaten war unser Jasch.

Doch der Mensch denkt, und Gott lenkt. Der böse Krieg kam. Das Herz unseres Helden entbrannte in warmer Liebe zum Vaterlande. Er war einer der ersten, die sich zum Sanitätärdienst meldete, nahm noch etliche Monate in diesem Fach Unterricht, und hinein ging's in die selbstverleugnende Arbeit. Wie überall, so stellte er auch hier einen ganzen Mann. Seine Gesundheit, besonders sein schwaches Herz, gab den Angehörigen viel Bedenken, aber die Lust und die Liebe zum Dinge, macht Arbeit und Mühe geringe. Doch! es war zu viel, zu schwer. Kurz gesagt: unser Jasch kommt krank, müde und matt ins elterliche Haus. Mit großer Ergebung trug er sein Kreuz dem Meister nach. Die Briefe, die von seinen Vorgesetzten einliefen, redeten eine deutliche Sprache davon, wer und was Jasch dort allen gewesen. Eine große Lücke war durch seinen Weggang entstanden.—Den weiteren Verlauf der Krankheit will ich hier mit einem Liede, das ich vor vielen Jahren abgeschrieben, kennzeichnen:

Immer höher steigt die Welle
 Immer stärker schwankt der Rahn,
 Und kein Sternlein, klar und helle
 Leuchtet auf der dunkeln Bahn.
 Und den Jüngern wird so bange,
 Denn das Meer, das braust und tobt,
 Und ihr Meister schläft so lange
 Stille ruht sein müdes Haupt.
 Dunkel sich die Wolken färben:
 „Meister, Meister o erwach!
 Siehst du nicht, daß wir verderben
 Hörst du nicht der Wellen Schlag?“
 Er erhebt die müden Glieder;
 Wie ein Sieger steht er da:
 „Winde, Wellen, legt euch nieder!“
 Sprach er laut—, und es geschah.
 „Heiland, Heiland, sieh die Wogen
 Schlagen auch an meinen Rahn;
 Schwarze Wolken sind gezogen
 Dunkel ist des Lebens Bahn.
 Doch ich ruf zu dir vergebens,
 Daß du hemmst der Wellen Lauf.
 Schläfst du Hüter meines Lebens?
 Hüter, Hüter, wache auf!
 Wache auf, gebiet den Winden,
 Schaffe meinem Herzen Ruh;
 Finstre Mächte kannst du binden,
 Ueber alles siegest du.
 Endlich wird ja alles stille;
 Ausgerungen, ausgekämpft.
 So geschehe denn dein Wille,
 Sieger, der die Wellen dämpft.

—Ja stille war es geworden. Die müdequälte Seele wurde erlöst. Unter großer Theiligung wurde unser Tascb zur letzten Ruhe in den Schoß der Erde gebettet. Seiner Leichenrede hatte ich das Wort zu Grund gelegt: „Er hat getan, was er konnte.“—Auf dem Begräbniße hörte ich jemand sagen: „Tascb war zu gut für diese Erde, darum hat

ihn Gott zu sich genommen.“—Wochen nach seinem Tode liefen noch von seinen treuen Kameraden, die um den Hingegangenen trauerten, Beileidsbezeugungen bei den betr. Eltern ein. Mit tiefer Rührung habe ich dieselben gelesen. Das waren keine leeren Wort; der große Schmerz um den lieben Toten machte sich dort Luft aus gepreßten Herzen. Ich wünschte, ich könnte dem Leser einige dieser Briefe hier bringen, doch das geht nicht: das ganze Dorf, wo unser Tschheimging, ist zerstört, und nur Ruinen sind geblieben von der einst so blühenden Kolonie. Dort sind auch die Briefe verloren gegangen.

Wie sie so sanft ruhn,
All die Seligen,
Die mutig kämpften
Den großen Lebensweg.....

„Selig sind die Toten, die im Herrn sterben von nun an,
und ihre Werke folgen ihnen nach.“

2. Frau Miller.

Es war im Jahre 1914, etliche Monate nach Ausbruch des grausamen, verheerenden Krieges, da kommt in unser Haus ein russisches Weib in schon etwas vorgerücktem Alter. Sie ist nur ärmlich gekleidet. Vom ganzen Gesicht liest man es ab, daß die Verhältnisse, in denen sie lebt, nicht die besten sind.

Sie erzählte mir, kurz gesagt, folgendes: „Ich bin seinerzeit aus der orthodoxen Kirche ausgetreten und gehöre gegenwärtig der evangelischen Gemeinde an. Mein Mann, der leider gestorben, war ein Deutscher, namens Miller. Zwei Kinder sind unserer Ehe entsprossen, ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn ist irrsinnig. Es geht mir sehr arm. Ich habe mich schon redlich bemüht um Arbeit. Allein sobald man meinen Namen Miller hört ist jede weitere Unterhaltung abgebrochen: „Sie sind eine Deutsche; für unsere Feinde haben wir keine Anstellung. Könnten Sie mir nicht etwas mithelfen, damit ich nicht notzuleiden brauche.“

Unsere Gemeindefasse stellte mir immer Geld zur Verfügung. Wenn einmal Ebbe eintrat, wußte ich immer Menschen zu finden, die bereit waren zu helfen. Auch war die Hilfe nicht derart beschränkt, begrenzt, daß man nur Notdürftigen half, die unserer Gemeinde angehörten. Es wurde vielfach der Standpunkt eingenommen: „Wer der Hilfe bedarf der ist unser Nächster.“

Ich gab der Witwe aus unserer Kasse, und sie ging dankerfüllten Herzens heim. Seit jener Zeit kam sie bis dreiermal im Jahre, um sich der Liebe Zoll zu holen. — Mehrere Male sprach sie auch den Wunsch aus, daß sie ihren kranken Sohn in die Irrenanstalt Betania unterbringen möchte. Doch daran war einstweil. nicht zu denken, da alles besetzt war. Es war ja geplant, unsere Anstalt derart auszubauen, da-

mit auch Geistesfranke anderer Confessionen Aufnahme finden könnten. Solchen Ausbau, eine Vergrößerung von Betania hatte das Eintreten des Krieges verhindert.

Die Zeit wurde immer schwerer, die Kasse leerer. Da kommt die Frau eines Tages wieder nach einer Gabe. In meiner Kasse war Ebbe. Soll ich die Bittende abweisen? Das konnte ich nicht. Ich sagte ihr, sie solle übermorgen wiederkommen.—

Am anderen Tage hatte ich nicht weit von Schönwiese eine Trauhandlung zu vollziehen. Am Kaffeetisch schilderte ich den Gästen die traurige Lage der armen Witwe mit ihrem Geisteskranken; sogleich wird Geld gesammelt, und ich konnte als sie zu mir kam, ein nettes Sümmchen überreichen. Ich erzählte ihr woher das Geld käme, und sie war zu Tränen gerührt.—

Monate vergingen. Die Frau kam nicht mehr. Ich hatte sie schon gänzlich aus meinem Sinn verloren. Da werde ich eines Tages auf der Straße angeredet. Ich habe ein sehr schlechtes Personengedächtnis und konnte mich nicht gleich zurechtfinden. Erst der Name Miller brachte mich auf die rechte Spur. Wie anders sah sie aus; man konnte es ihr ansehen, daß ihr eine große Sorge vom Herzen genommen sei. Es war ihr nämlich gelungen, den kranken Sohn in Betania unterzubringen. Sie fand nicht Worte genug zu danken für das Glück, das ihr dadurch geworden. Die Reinlichkeit, die liebevolle Behandlung in der Anstalt pries sie mit beredter Zunge. Sie hatte nie gewußt, daß es Anstalten gebe, wo man Irrsinnigen solche christliche Pflege zuteil werden lasse. Ihr Gebet sei, Gott möge die Anstalt erhalten und die Menschen segnen, welche sie gebaut.—

3. Eine Schwergedrückte.

Es gibt auch heutzutage Familien, über welche die Stürme der Trübsal derart dahinbrausen, daß das alte Jakobswort: „Es gehet alles über mich; ihr beraubt mich meiner Kinder“ seine volle Anwendung findet. Es will uns zu solchen Zeiten scheinen, als ob der alte Gott, der ewige Vater müde geworden sei und die Zügel der Weltregierung den Geistern der Unterwelt überlassen habe. Es gehört viel Mut, Glaubensmut dazu, um nicht irre zu werden an dem göttlichen Walten, ja an Gott selbst. Was man erlebt, ist zu schrecklich, als daß man es im Einklang bringen könnte mit der ewigen Liebe und Barmherzigkeit Gottes, ohne dessen Willen—nach den Worten Jesu—weder ein Sperling vom Dach, noch ein Haar von unserem Haupte fallen soll. Wenn wir dann nicht solch herrliche Worte hätten, wie „Was ich jetzt tue, das weißt du nicht, hernachmals sollst du es erfahren“ oder „Ich weiß wohl, was für Gedanken ich über dich habe, nämlich Gedanken der Liebe und des Friedens und nicht Gedanken des Leides“ oder „Die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden“—dann müßten wir verzagen und verzweifeln. Wer aber Trost im Worte Gottes sucht, der wird auch finden, wie wahr die Schrift hat, wenn sie sagt: „Ich will dich trösten, wie eine Mutter ihr Kind tröstet.“

Die Familie E. besaß ein schönes Landgut. Hohe Pappeln umrandeten den großen Hof. Um das Wohnhaus hatten fleißige Hände, angespornt durch Schönheitssinn, einen prächtigen Garten angelegt. Die muntern Sängern fanden auch Gefallen an den Bäumen und Sträuchern, bauten dort ihre Nester und erhöhten durch Gesang das Lob des Schöpfers. Abgeschlossen von dem Geräusch der Welt, lebte die Familie E. dort in Ruhe und Frieden. Unweit ihrer Wohnung

erhob sich, umgeben von herrlichem Grün, ein nettes, freundliches Gotteshaus. Vater E. war seit Jahrzehnte leitender Prediger an der Gemeinde. Seine Kinder wurden erzogen in der Furcht und in der Ermahnung zum Herrn.

Die Jahre eilen, jedes Jahr nimmt ein Stück von unserer Lebenskraft mit sich fort, und jeder Tag bringt uns dem Grabe näher. Bruder E. machte davon keine Ausnahme, auch für ihn kam der letzte Tag, und er starb, vor etwa 9 Jahren.

Die verwitwete Gattin wirtschaftete mit ihren Kindern, von denen bereits mehrere verheiratet waren, weiter, aber nicht mehr lange. Bald sollt der Hof verödet dastehen, den wohlgepflegten Garten die schaffende Hand entzogen und den Raupen und Maden zur Vernichtung preisgegeben werden.

Nach dem Abzuge der Deutschen aus der Ukraina gab's Ueberfälle; Raubmörder machten die Gegend unsicher. Ein schlauer, listiger Führer, der die Banditen um sich sammelte, fand sich in der Person des Machno. Von Tag zu Tag mehrte sich diese Bande und überfiel die einsam gelegenen Höfe. Ihre Losung war Raub und Mord. Vor Raubtieren kann man sich schützen, aber nicht vor blutgierigen Menschen und besonders in einem Lande, wo alle Ordnung aufgelöst und nirgends Schutz zu finden war.

Es dauerte auch nicht lange, da flohen die Gutsbesitzer wie ein gehektes Wild, um nur das nackte Leben zu retten. Wohin?—Nun, für die Flüchtlinge unserer Gegend war Schönwiese die Freistadt, das Zoar. An einem Tage kamen ein halbes Hundert dieser Verjagten in furchtbarer Aufregung bei uns an. Unter ihnen war auch die verwitwete E. mit ihren verheirateten und unverheirateten Kindern.

Als sie wenige Meilen von ihrem Gute entfernt waren, kehrte der jüngste Sohn und ein Verwandter zurück, um noch etwas zu holen. Die Mutter hat ihn nie mehr gesehen. Die Beiden wurden von Machno und seiner Bande überrascht, gequält und ermordet. Nach etlichen Monaten habe ich mit den Geschwistern des Ermordeten an ihren Gräbern unter den hohen Bappeln, wo die treuen Diener sie beerdigt, noch ein Abschiedslied gesungen und gebetet.—

In Schönwiese war man auch nicht lange sicher vor Machino. Sein Heer wurde immer größer, die Banditen immer frecher, raubsüchtiger und blutgieriger. Mit ihrer schwarzen Fahne, die den Tod ankündigte, bis an die Zähne bewaffnet, kamen sie, umringt von einer Staubwolke, als Rasende dahergesprengt auf feurigen Rossen, welche sie den Gutsbesitzern geraubt. Es war, als ob sich der Schlund der Hölle aufgetan und ihren Auswurf auf die Erde gespieen hätte, angeführt von dem Obersten der Teufel, von Belzebub.

Wie wütende Bestien drangen sie in die Häuser, fluchten, schlugen u. mordeten. Nichts war ihnen heilig. Durch ihre Lästerworte über Gott und Christus verletzten sie das Heiligste unserer Seele. Wie recht hat doch der Dichter Schiller, wenn er sagt: „Gefährlich ist den Teufel zu wecken und schrecklich ist des Tieggers Zahn, doch was das Schreckliche der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.“ Dann werden—davon sind wir Augenzeuge gewesen—Weiber zu Sühnen. So kam diese gottlose Schaar auch in Schönwiese an. Man kan sich garnicht hineindenken in die Panick, die ihr Erscheinen unter der Bevölkerung hervorrief. Das muß man selber erlebt haben, um sich ein Bild von solcher Situation, jener Schreckenszeit machen zu können. Nicht nur einzelne Personen, ganze Familien und Dörfer wurden ausgeschlachtet und viele Frauen und Mädchen geschändet, wenn sie nicht Zeit hatten zum entfliehen.

Es war an einem Sonnabend Abend, als die Bande bei uns ihre Arbeit damit begann, daß sie die Häuser ausplünderten und die Leute mißhandelte, um auch das letzte Geld, das sie besaßen, an sich zu reißen. Am Sonntage—der Gottesdienst war eben beendet—da kamen die Unholde in die Wohnung der Witwe E. und führte ihren verheirateten Sohn und noch den ledigen Sohn einer anderen Witwe, die soeben einen in den Sarg gelegt hatte, hinweg. Niemand hat die Entführten wiedergesehen. Aus unserer Stadt wurden in jenen Tagen hundertfünfzig Personen hingeschlachtet. Die meisten Leichen wurden trotz emsigen Suchens nicht gefunden, und wo welche gefunden, die waren schrecklich zugerichtet.

Zu solchen Zeiten werden wohl bei jedem denkenden Menschen zwei Fragen laut: 1. Wie ist's möglich, daß der Mensch, das Ebenbild Gottes, die Krone der Schöpfung so entmenschen kann? und 2. Wie ist's möglich, daß Gott, unser Vater, der Allmächtige so etwas zuläßt?—Auf die erste Frage finde ich nur die eine Antwort: Sobald der Mensch sich von Gott löst, wird der Mensch der Sünde offenbar, und er wird ein Werkzeug des Teufels.—Wenn ich nach einer Antwort auf die zweite Frage suche, dann sage ich mir: Gott ist zu groß und ich bin zu klein, um all seine Wege verstehen zu können. Unerforschlich sind seine Wege und es ist unbegreiflich, wie er regiert. Nichts sollte für uns begreiflicher sein als Gottes Unbegreiflichkeit. Aber ich bin in meinem Herzen tief davon überzeugt, Gott wird und muß sich einst rechtfertigen, das ist er seiner Gerechtigkeit schuldig, und wir haben ein Recht, solche Rechtfertigung von ihm zu fordern. Gott wird das auch nicht schwer fallen. Dann werden auch die verschlungensten Wege entwirrt werden. Alle Völker und Zungen werden bekennen: Der Herr hat keine Fehler gemacht. Was Gott getan, ist wohlgetan.

Die Witwe E. ist zu jener Zeit, wo ihr um Trost so bange war, öfter in unser Haus gekommen, um ihrem bedrängten bekümmerten, von Schmerz zerrissenem Mutterherzen Lust zu machen. Als sie später nach der Molotichna zog, hat sie mir noch manchen Gruß gesandt. Sie verlor später noch einen Sohn durch Typhus, und der älteste Sohn wurde von den Roten in eine nördliche Gegend verschickt. Etwas Bestimmtes über sein Schicksal hat man—so viel ich weiß—nicht erfahren können. Dunkle Gerüchte, von denen eines trauriger lautet, denn das andere, drangen von Zeit zu Zeit herüber. Schließlich habe man ihn verhungern lassen.

Irrre an Gott ist die vielgeprüfte Witwe nicht geworden. Und das ist mir einer der größten Wunder unseres Gottes, der beste Beweis für das Dasein Gottes. Wo er Last auflegt, hilft er durch vermehrte Kraft tragen.

Harre aus du arme Witwe! Einst kommt die Lösung, auf alle Fragen die Antwort, auf jedes Warum ein Darum.

4. Eine denkwürdige Nacht.

„Und ein Richter war wieder auf Erden;
Nicht blind mehr waltet der eiserne Speer;
Nicht fürchtet der Schwache, der Friedliche mehr,
Des Mächtigen Beute zu werden.“—

So war es bei uns nicht. Das Gegentheil war der Fall. Unvergeßlich bleibt uns jene Nacht vom 24. März, alten Stils, im Jahre 1818. Es war von Sonnabend auf Sonntag. Wir hatten uns vor kaum einer Stunde zur Ruhe gelegt.

Da dröhnte es an unserer Thür. Was das bedeutet, wissen wir schon. Das sind nicht gewünschte, ungebetene Gäste. Nichtöffnen zieht schlimme Folgen nach sich. Ich ziehe rasch die Hosen an und öffne. Eine Schaar bewaffneter Kerle tritt ein. Der Anführer fragt nach meinem Namen und fordert mich auf, zu ihrem Kommandanten zu kommen. „Was ist los?“ frage ich. „Sie haben nichts zu fürchten, er will Sie nur etwas fragen, und dann bringen wir Sie wieder wohlbehalten nach Hause.“—Da war nun nichts zu machen, ich mußte gehen. Ich nahm Abschied von den Meinen, empfahl mich und die Familie dem Schutze des Allerhöchsten, zog meinen Ueberrock an und ging mit den Banditen hinaus in die rabenschwarze Nacht, hinein ins Ungewisse.

Man führt mich in ein Haus in der Nachbarschaft. Der Eigentümer des Hauses war geflohen, und nun hatte es der Kommandant zu seiner Wohnung erkoren. Ich trete ein. Am Tische sitzt ein robuster Kerl von der schlimmsten Sorte, die ich je gesehen. Seine Gesichtszüge kennzeichnen den Verbrecher, ein wahres Galgen Gesicht ist es. Man sieht auf den ersten Blick, wes Geistes Kind er ist. Mit Fluchworten werde ich empfangen. Er fragt mich, wo die reichen Schönwieser hin-

geflüchtet seien. Ich antwortete ihm, daß ich solches nicht wisse, „Wer ist von denen, die gegenwärtig noch da sind, der Reichste?“—Wieder antwortete ich ihm, daß ich ihm das nicht sagen könne. Da nimmt er in die eine Hand seine goldene Uhr, in die andere den Revolver und spricht: „Ich gebe dir 5 Minuten Zeit; wenn Du mir bis dann nicht eine befriedigende Antwort gibst, schieße ich Dich nieder, wie einen Hund.“

Ich schaue ihm in die Augen. Gott gibt zu solchen Zeiten Mut und Kraft. Ich fühle die Kugel schon.—„Gott nimm dich meiner Familie und der Gemeinde an“.—„Gleich ist's so weit, noch eine Minute, und Du bist ein Kind des Todes!“ ruft der Kerl, seinen Revolver immer auf meine Stirn gerichtet. Ich stehe unveränderlich da.

Er läßt seine Waffe sinken, ruft seine Banditen und sagt: „Führt ihn ab; da unter der großen Eiche ist schon ein Loch gegraben; schießt ihn dort nieder und verscharrt ihn.“ Man führt mich ab.—Einer der Kerle wird noch zurückgerufen, ihm werden weitere Befehle erteilt.—Wieder geht's hinaus in die dunkle Nacht, allein nicht zur Eiche, man sperrt mich in einen dunkeln Keller. Im Keller steht eine Bank. Mein Fuß stößt an einen Stein, Ich strecke mich auf die Bank, der Stein dient mir zum Kopfkissen.

Näher mein Gott zu dir, näher zu dir
Drückt mich auch Kummer hier, drohet man mir
Näher zu dir.
Bricht mir gleich Jakob auch Nacht hier herein,
Hab ich zum Ruheort nur einen Stein
Soll doch trotz Kreuz und Bein diez meine Lösung sein:
Näher zu dir.—

Ein Bulgare hatte zuerst in Erfahrung gebracht, wo ich geblieben. Es hat mich tief bewegt, als man mir erzählte, derselbe habe all sein Bargeld, von 10-12 Tausend Rbl. zur Verfügung gestellt, wenn es sich um Loskaufen handeln sollte. Der brave Mann wurde etliche Monate später von einem Betrunknen erschossen.

Etwa um 9 Uhr morgens kommt einer der Unholde zu mir in den Keller und teilt mir mit, daß ich frei sei und nach Hause gehen dürfe. Meine Festnahme beruhe auf einen Fehler von Seiten des Kommandanten.

Wer in einer ähnlichen Lage gewesen, der wird mich verstehen, wenn ich sage, daß ich mir das nicht zweimal sagen ließ. Man kommt sich vor, als ob man aus dem Grabe stiege, hatte man doch schon mit dem Leben abgeschlossen.

Ich war dem Leben, den Meinen zurückgegeben. Unterwegs begegnete ich meiner Frau und meinen Töchtern, die meinen Aufenthalt erfahren und mir Frühstück bringen wollten.

Große Teilnahme wurde mir von allen Seiten über mein Geschick bewiesen. Zur Kirche ging ich an jenem Sonntage schon nicht; ich war zu müde und matt. Die Abspannung kommt bei solchen Erlebnissen gewöhnlich nach.

Ja, ja, das war eine denkwürdige Nacht. Viele aus unserem Volke haben ähnliche und noch schrecklichere Nächte durchlebt. Mancher hat aber nicht das Glück gehabt, den Morgen zu erleben und wurde, nachdem man ihn die ganze Nacht gemartert, erschossen; oder er mußte sehen, wie einer der Gefangenen nach dem anderen hinausgeführt wurde und nie wieder zurückkehrte.

Die Schaar derer, die gekommen sind aus großer Trübsal... wird sich da oben in den letzten Jahren bedeutend gemehrt haben.

Denen, die Gott lieben, dienen alle Dinge zum Besten.

5. Marie.

„Was ich jetzt tue das weißt du nicht, hernachmals sollst du es erfahren.“

Wohnte da nicht weit von uns eine alte Witwe mit ihrer vierzigjährigen Tochter Maria. Sie hatte einst bessere Tage gekannt, als sie noch auf ihrem Landgut wohnte. Ihre Söhne waren in die Arim geflüchtet.

Von Zeit zu Zeit ging Marie auf den Markt und fuhr, wenn sie dort bekannte Russen vorfand, zu ihrer etwa 15 Meilen entfernten verheirateten Schwester zu Besuch, brachte dann auch hin und wieder etwas Eßbares mit. Nach geraumer Zeit kehrte sie dann wieder zu ihrer Mutter zurück.

Eines Tages im Winter geht sie wiederum zum Markt und kommt nicht heim. Die Mutter denkt nicht anders, als daß die Tochter zur Schwester gefahren sei. Es vergehen mehrere Tage. Maria kommt immer noch nicht. Die Mutter wird unruhig, besorgt um das lange Wegbleiben ihrer Tochter. Es wird nachgefragt, gesucht; kein Erfolg: Marie ist spurlos verschwunden. Alle Nachforschungen, die man anstellt, bringen kein Licht, keine Klärung. Bange Ahnungen erfüllen das Herz der armen Mutter.

Dunkle Gerüchte, von bekannten Russen der Umgebung, die nicht den besten Ruf hatten, wurden verbreitet: Marie sollte von den Roten gefangen und weggeführt worden sein. Man glaubt diesen Gerüchten nicht, war vielmehr der Meinung, das Gerücht werde verbreitet von solchen Menschen, in deren Interesse es lag, allen Nachforschungen eine andere Richtung zu geben. Die Uebeltäter fürchteten, es könne die rechte Spur, der Schlüssel zur Lösung der dunkeln Geschichte gefunden werden.

Zu jener Zeit war eigentlich auch an ein ernstliches Bemühen zur Entdeckung eines Mörders nicht zu denken, da es

doch zu nichts führte u. man sich dadurch nur mehr Feinde zuzog. Es war für jeden Mörder schon eine Entschuldigung, eine Entlastung, wenn er jemanden umbrachte, der früher ein Vermögen besessen.

Aus genannten Gründen stand man auch von weiteren Nachforschungen ab, und die Mutter beweinte ihre unglückliche Marie und tröstete sich eines Wiedersehens in einer andern Welt, wo kein Träne mehr geweint werden.

Monate vergingen. Es ist Frühling geworden. Die Sonne steigt höher. Die Natur erwacht. Auch den Landman treibt es aufs Feld; er muß seine Acker bestellen. In der Nähe eines Tales, in dem noch etwas Schnee liegt, pflügt ein Russe. Jeder Russe hat auch unbedingt einen oder mehrere Hunde; Diese sind seine ständigen Begleiter, ob er daheim oder auf dem Felde zu tun hat. Auch hier fehlte der Hund nicht. Bald hat er einen Hasen entdeckt. Doch der Hase ist flinker, als sein Verfolger, und sucht das Weite. Der Hund hat etwas anderes als Ersatz für den entwichenen Hasen gefunden und macht sich damit zu schaffen. Der Bauer läßt seinen Pflug stehen, um zu untersuchen, was sein Köter dort gefunden. Aber welche Schrecken! Der Hund hat unter dem Schnee ein Menschenbein, noch frisch erhalten, hervorgezogen und zerrt daran. Stücke von einem Unterrocke liegen auch in der Nähe; etwas weiter sieht der Bauer einen Menschenschädel. „Das sind die letzten Ueberreste von der Maria Martenowna,“ sagt sich der Bauer; er wußte ja auch die dunkle Geschichte von ihrem spurlosen Verschwinden. Er meldete bei der Schwester derselben, die in der Nähe wohnte, seine Entdeckung.

Die Angehörigen kamen, sammelten die Gebeine, welche sie noch fanden, legten sie in einen Kasten und betteten sie zu ihrer letzten Ruhe auf dem Friedhof zu Sakowlew.

Nach beinaß zwei Jahren ging auch die Mutter nachhause, um für immer mit ihrer Tochter vereint zu sein.

6. Der kleine Diedrich.

Während der langen, gefährlichen und beschwerlichen Fahrt über das Weltmeer mit seinen graufigen Tiefen, suchten wir an schönen Tagen den Aufenthalt auf dem Verdeck. Der dumpfen, vom Röchengeruch durchtränkten Luft im Zwischendeck entfloß jeder Passagier, wenn's nur irgendwie das Wetter erlaubte. Dort atmete man dann lange und tief die frische, reine Meeresluft und bewunderte die Bewohner der blauen Gewässer, die sich dann u. wann an die Oberfläche wagten. Wahrscheinlich war es ihnen da unten auch zu fürchterlich.

Als ich eines Tages auf dem Verdecke saß, kommt ein kleiner Junge direkt auf mich zugelaufen, ergreift meine Hand, legt den Kopf in den Schooß und tut so vertraulich, als ob wir gute Bekannte seit lange her seien. Ich kann mir sein ganzes Gebärden nicht erklären und schaue ihm verwundert in sein kleines Gesicht. Ich glaube nicht anders, als das er sich wahrscheinlich in der Person geirrt habe. Da schaut er mich mit seinen kleinen Augen an und fragt: „Kennen Sie mich nicht? Ich bin ja der kleine Dietrich Dnd.“ O ja, den kenne ich. Der hat ja mit seinem Vater und seiner Mutter bei uns in Schönwiese gewohnt, und ich bin in ihrem Hause aus- und eingegangen. Ich habe ihr Glück gefaßt, aber ich habe auch sehen müssen, wie die Trübsalsfluten über dies Haus hinwegbrausten und die armen Kinder zu runden Waisen wurden, wie unzählige zu jener Zeit. Erinnerungen wurden in meiner Seele wach.

Lebte da in Schönwiese ein glückliches Ehepaar. Die Ehe war mit vier Kindern gesegnet, von denen das jüngste unser Dietrich war. Glücklich und zufrieden lebten sie. Kein Mangel überschritt die Schwellen ihres Hauses. Der Gesundheitszustand ließ auch nichts zu wünschen übrig. Es schien so, als ob Fortuna dieser Familie besonders hold sei.

Da kam die böse Zeit. Die Revolutionsstürme fingen an zu brausen. Arreste fanden statt. Auch den Vater nahm man aus jener Familie. An einem Haar hing sein Leben. Er kam wieder frei. Dann blieb das Haus für längere Zeit verschont. Andere Häuser wurden ausgeplündert, Glieder aus den Familien herausgerissen und zutode gemartert. Freund D. fühlte sich nicht behaglich, nicht wohl, wie er öfters betont, daß er im Vergleich zu vielen anderen bevorzugt sei. Aber es kam, es kam so plötzlich, buchstäblich, wie Schiller sagt: „Und das Unglück schreitet schnell.“ D. wird wieder ins Gefängnis geworfen. Seine Gattin erkrankt. Das Glück war dahin, sollte für diese Erde für immer verloren gehen. Die Krankheit nimmt ernstliche Symptome an. Die Aerzte sprachen der Kranken das Leben ab. Die sterbende Gattin wollte vor ihrem Hinscheiden noch einmal den geliebten Gatten sprechen. Die Bitte wird abgeschlagen. Die Mutter stirbt. Die Kinder sind zu mutterlosen Waisen geworden. Man stehe hier etwas still und denke sich hinein in den Schmerz der armen Kinder, hinein in den Kummer des Gatten. Zu dem Begräbnis wird der Gefangene für wenige Stunden der Haft entlassen; es hat den Anschein, als ob das Mitleid in den harten Herzen noch nicht völlig erstorben sei. Nach etlichen Wochen wird D. freigesprochen.

Monate vergehen. Das Leben in der Familie D. fließt wieder ruhiger dahin, nur die schaltende Hausmutter, das Herz der Familie, fehlt. Wohl waltet im Hause eine tüchtige Schaffnerin; aber die Lücke ist doch zu groß, daß eine andere sie sobald ausfüllen könnte; die Wunde ist zu tief, daß sie schnell geheilt werden könnte.

Es ist Sonnabend. D. kommt in mein Haus, trifft mich nicht zuhause, ich bin verreist. Man sagt mir, er habe sehr ernst und bedrückt ausgesehen. Was für ein Anliegen, warum er gekommen, weiß niemand. Ob er eine Ahnung gehabt, was am folgenden Tage seiner warte?

Es ist Sonntag Morgen. Alles rüstet sich zum Gange in unser Bethaus. D's Platz war selten leer. Heute fehlt er. Was ist der Grund seines Ausbleibens?—Eine Haussuchung fand in seinem Hause statt. Man hat etwas Verdächtiges in

seinem Tagebuche gefunden. Er wird gefangen, wie ein Raubmörder weggeführt. Freunde arbeiten energisch um seine Freisprechung. Alle Bemühungen sind erfolglos. Hin und wieder darf der Gefangene für einige Minuten in Gegenwart von in Waffen starrenden Wächtern besucht und ihm Essen verabreicht werden.

Da eines Tages heißt es: „Ihr braucht dem Gefangenen nicht mehr Essen bringen; wir haben ihn nach Charkow geschickt.“—Das kennen wir schon, d. h. er lebt nicht mehr.—D. hatte das Schicksal von Tausenden geteilt: er wurde erschossen.

Wo seine Leiche geblieben, hat wohl niemand bestimmt erfahren. Etliche behaupten, er sei in dem Dnjeprstrom unter das Eis gesteckt, andere wollen gesehen haben, wie man ihn irgendwo mit vielen anderen in eine Grube geworfen. Die Bitte um seine Leiche wurde rund abgeschlagen. Nun, der große Auferstehungsmorgen wird auch ihn finden, es mögen seine Gebeine ihre letzte Ruhe gefunden haben, wo sie wollen.

Und nun, lieber Leser, stehe wieder still und denke dich hinein in die trostlose Lage der Kinder, die so plötzlich beide Eltern und noch auf solch grauenhafte Art verlieren mußten.

Ja wo sind die armen Waisen denn geblieben? Wo haben sie wieder ein Heim gefunden?—Alle fanden Unterkunft bei den Verwandten; drei sind, soviel ich weiß, in der alten Heimat zurückgeblieben. Nur der kleine Dietrich ist hier in Canada. Möchte er wachsen und gedeihen, zunehmen an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.—

„Du aber, der du verheißten hast, ein Vater der Waisen zu sein, nimm dich dieser Kinder an!“

7. Peter Schmidt.

„Daran haben wir erkannt die Liebe, daß er sein Leben für uns gelassen hat, und wir sollen auch das Leben lassen für die Brüder. 1 Joh. 3, 16.

Am Anfang des Jahres 1920 war das große Sterben in der Chortitzer Kolonie. Die erste Hilfe wurde dorthin von Schönwiese gebracht. Trotzdem Schönwiese und Chortitz nur 12 Meilen von einander liegen, waren wir über drei Monate voneinander geschieden. Die Front machte jeglichen Verkehr unmöglich. Nur hin und wieder drangen dunkle Gerüchte über die greulichen Zustände von dort zu uns herüber. Sobald es möglich war, setzte die Hilfe ein. Freiwillige junge Menschen beiderlei Geschlechts haben mit Einsetzen ihres eigenen Lebens dort Samariterdienste getan an den unter die Mörder Gefallenen.

Es wurden von unserem Hilfskomitee im Laufe der Woche die dortigen Zustände untersucht, und am Sonntag wurde dann der Gemeinde ein langer Wunschzettel vorgelegt. Dieser Zettel wurde schließlich so lang, daß wir denselben nicht nachkommen konnten, und wir entschlossen uns, uns an die Molotschna um Hilfe wenden.

Es war in den ersten Tagen des Februar, an einem sehr kalten stürmischen Tage, an einem Montag, als die Brüder Korn, Wiebe, Hans Janz und ich uns mit einem uns geborgten Bretterwagen um 4 Uhr morgens auf den Weg machten. Die Fahrt ging, Gott sei dank, gut vonstatten, so daß wir um 12 Stunden zwar tüchtig erfroren, aber doch wohlbehalten und glücklich in Halbstadt ankamen. Ich sage „glücklich;“ es geschah zu jener Zeit nicht selten, daß Reisende überfallen, der Fuhrwerke und der Kleider beraubt wurden. Nach mehreren Tagen—mitunter auch nie—fand man dann die zerstümmelten Leichen, die teilweise schon von den Tieren angefressen waren.

In Halbstadt hatte man auch schon lange keine Nachricht über uns erhalten. Noch am Abende wurden dort die Vordermänner zusammenberufen, und es wurde ein Plan für unsere Arbeit fertiggestellt. Am folgenden Tage hielten wir in dem Bethause eine Versammlung ab. Die Kirche war voll, wohl bis auf den letzten Platz gefüllt. Rege Teilnahme, die sich in den folgenden Tagen in Gaben kundtat, wurde uns entgegengebracht. Nachdem ich die Versammlung durch eine Ansprache über den barmherzigen Samariter eröffnet und die Zustände in Chortika geschildert, wurde noch durch Br. Wiebe ergänzt, wo ich etwas vergessen. Als wir jedoch um Pfleger für die Kranken baten, antwortete man uns, daß uns in dieser Beziehung nicht geholfen werden könne, wir möchten uns in dieser Angelegenheit an das Gnadenfelder Gebiet wenden, umsomehr weil man dort weniger gelitten hatte.

So machten wir uns denn noch auf den Weg nach Gnadenfeld. Bruder Braun stellte sich mit seinem Fuhrwerk zur Verfügung. Am anderen Tage hielten wir dort wieder unter großer Beteiligung eine Versammlung ab. Zum Schluß brachten wir noch unsere Bitte um Pflegepersonal vor.

In Gnadenfeld wohnte auch ein junger Mann aus unserer Gegend, aus dem Nikolaipler Gebiet. Er hatte sich dorthin geheiratet. Sein Name war Peter Schmidt. Er hatte etliche Jahre zurück die Seilmethode nach Bilz in Deutschland studiert und war längere Zeit in der Seilanstalt „Alexanderbad“ tätig gewesen. Er war ein allgemein geliebter, geachteter Mann.

Schmidt war auch in der Kirche. Ich wandte mich direkt an ihn und sagte: „Ich bin der Meinung, nachdem du nun von den traurigen Zuständen in deiner alten Heimat gehört, wirst du nicht gleich Priester und Levit vorübergehen können an deinen leidenden Brüdern; du wirst nicht den Mut haben, abzusagen, sondern kommen und helfen.“ Es wurde noch gesungen und gebetet, und wir wollten das Gotteshaus verlassen. Da trat Schmidt an mich heran und sagte: „Ich komme und mit mir noch andere.“

Nun war der Anfang, der immer am Schwersten, gemacht, und ich konnte in den anderen Gotteshäusern, wo

wir unsere Werbung anbrachten, schon sagen, daß sich bereits etliche entschlossen hätten zu kommen.—

Freitag kamen wir ohne Unfall daheim an. Sonnabend rollten schon die ersten Wagen mit Hilfe in Chortiza ein, und noch wenige Tage später kamen die Pfleger mit Schmidt an der Spitze. So ging es noch mehrere Tage fort.

Schmidt nahm seinen Wohnsitz in Neuendorf, wo die Not besonders groß war. Es wurden dort 4, 5, 6—9 Personen an einem Tage zu Grabe getragen. Als die Pflege einsetzte, verringerte sich sofort das Sterben. Schmidt wurde allgemein nur Dr. Schmidt genannt. Wer über seine treue gewissenhafte Arbeit etwas wissen will, der frage einmal in Neuendorf an. Wahrlich der Mensch kann viel, wenn er will, wirklich will, was er kann.—

Wo treue energische Pflege einsetzt, wird dem Typhus doch manche Beute abgerungen. So auch dort. Der Würengel mußte sich zurückziehen und seine weitere Ernte einstellen.

Als Schmidt zu der Ueberzeugung kam, daß seine Hilfe dort schon nicht mehr so vonnöten sei, machte er sich zurück auf den Heimweg, zurück nach Gnadenfeld. Sein Weg führte durch Schönwiese, und er nahm die Gelegenheit war, um mir noch einen kleinen Besuch zu machen.

Als er sich verabschiedete, sprach er mir seinen Dank aus. Ich schaue ihn verdutzt an. „Waa—as?“ sage ich „An uns ist es zu danken und nicht an dich!“—Er aber wehrte mit der Hand und sagte: „Ich habe in meinem Herzen die Genugthuung, daß ich etwas Gutes habe tun können an der leidenden Menschheit. Das aber habe ich nur dir zu verdanken. Du hast durch deine Worte in Gnadenfeld mich dazu bewogen.“ Noch ein letztes „Lebe wohl!“ und wir trennten uns, um uns in diesem Leben nie wieder sehen. Er kam nach Hause, erkrankte und—starb. Wahrlich, ein schöner Tod, sein Leben zu lassen für die Brüder!

Ruhe sanft du teurer Freund und Bruder Peter Schmidt!

8. Gerhard Bieler.

Er war mein Schwager, meiner ersten Frau jüngster Bruder, ein starker Mann in die dreißiger Jahren. Ein wahrer Hüne war er, eines Hauptes höher denn alles Volk. Als ich vor Jahren am Typhus schwer krank darniederlag, kam er uns zu Hilfe. Er besaß besondere Fähigkeiten zum Pflegen; seine Hand war geschickt, wenn es galt, den Kranken auf die andere Seite zu legen oder umzubetten.

Er heiratete nach der Arm. Als er das erstemal bei seinem zukünftigen Schwiegervater, der auch ein großer corpulenter Mann war, vorsprach, mußte er sich gleich mit ihm messen.

Ruhig und still lebte er mit seiner Anna, die die Sanftmut in Person war, auf einem etwas einsam gelegenen Landgute in einem kleinen Hause; ein größeres sollte später gebaut werden, wenn der Acker erst das dazu erforderliche Kapital würde aufgeworfen haben. Die Ehe war gesegnet mit vier Kindern. Von den Kindern mußten sie zwei dem Himmel abgeben.

Die Schreckenszeit zerstörte auch ihr Glück und trieb sie aus ihrem Heim. Sie fanden eine Unterkunft in Halbstadt. Ein Unglück kommt selten allein. Der unerbittliche Sensenman kam und legte seine eisigkalte Hand an das Herz der Gattin, und es hörte auf zu schlagen.

Auf meiner Reise durch die Dörfer an der Molotschna, nahm ich bei ihm Quartier. Als ich ihm von den traurigen Zuständen in seiner alten ausgeplünderten Heimat und dem großen Sterben daselbst erzählte, dann teilte er christlich Kleider und trockenes Obst mit den Notleidenden und versprach, als ich mich von ihm verabschiedete, nach wenigen Tagen nachzukommen, um seine Geschwister zu besuchen und, wenn solches erforderlich sei, auch zu pflegen.

Freitag kam ich nach Hause, und Sonntag war mein Schwager auch schon da. Als er sich etwas aufgewärmt, fragte er mich: „Hast du einmal gründlich nachgedacht, wie groß die Liebe unseres Heilandes ist; auch dem hundertsten Schaf geht er nach, keines soll ihm verloren gehen.“ Wir sprachen dann noch längere Zeit darüber und gingen zu einem Begräbnis, um einen alten Mann, dem die Zeit auch zu schwer geworden, zur letzten Ruhe zu bestatten.

Am folgenden Tage fuhr mein Schwager zu den 30 Meilen von uns entfernten Geschwistern.

Nach etlichen Wochen machte er sich wieder auf den Heimweg und machte bei mir für die Nacht Station. Am folgenden Tage verabschiedete er sich und fuhr mit einem Jüngling und einer Jungfrau, die sich mitboten, nach Halbstadt, wo seiner Frau Geschwister und seine Kinder schon sehnlichst seiner warteten.

Ich hatte in jener Zeit recht viel Arbeit; es gab Kranke zu besuchen, Gestorbene zu beerdigen, Traurige zu trösten und Sonntags mit dem Wort zu dienen. Alle Prediger waren gegangen. Ich hatte nicht nur Schönwiese, sondern auch die umliegenden Dörfer zu bedienen.

Es sind fünf Tage nach dem Abschied von meinem Schwager verflossen. Der ist ja nun längst bei seinen Kindern. Ich habe auswärts in zwei verschiedenen Dörfern Beerdigungen gehabt. Ich fühle mich so müde, matt und abgespannt, daß ich zu meinem Fuhrmann sage: „Wenn ich jetzt einmal einen Tag ruhen könnte!“

Als ich zuhause ankomme, sagt meine Frau: „Hast Du schon von dem großen Unglück gehört, das da geschehen?“ Als ich solches verneinte, erzählte sie mir, wie sich jeder Leser denken kann, mit furchtbar rregter Stimme, daß man Wieler und die beiden Reisegefährten—20 Meilen von uns, des Fuhrwerks und aller Kleider beraubt—tot in einem Gebüsch vorgefunden habe. Während meine Frau mir von dem Geschehen berichtet, schauen wir zum Fenster hinaus und sehen, daß die Leichen gebracht werden.

Da liegen sie: der hünenhafte starke Mann, eine Kugel hatte seinem Leben ein Ende gemacht, nachdem wahrscheinlich

die Säbelhiebe solches vermocht. Nase und Lippen waren von Raubvögeln weggefressen. Die andern beiden waren auch dergleichen zugewandt.

Nach den Uebeltätern zu suchen, hat sich niemand die Mühe gegeben; es wäre doch resultatlos gewesen.

An ein Ausruhen bei mir war unter gegebenen Umständen auch nicht zu denken. Es galt anzuordnen, daß die Särge gezimmert und die Gruben gegraben wurden. Es fanden sich von allen Seiten willige Herzen und Hände, die bereit waren zu tun, was die Nothwendigkeit erforderlich machte. Es ist mir oft in solchen traurigen Stunden gewesen, als ob sich die Liebe ganz besonders bemühe, das Leid zu mildern. Und das tut so wohl, lindert den bitteren Schmerz, ist köstlicher Balsam für klaffende Wunden.

Drei Särge standen da in unserem Bethause. Die Kirche konnte die Menge der Menschen nicht fassen. Ich hatte der Leichenrede das Wort des Propheten Amos 3, 6 zu Grunde gelegt.

In Halbstadt warteten Kinder und Geschwister vergeblich auf die Rückkehr des Vaters, des Schwagers.

Wie mir später ein Brief meldete, habe Wieler vor seiner Abreise alles, was vonnöten, geordnet, wenn ihm ein Unglück zustößen sollte. Die Kinder hatte er einer Schwägerin recht warm ans Herz gelegt. Dieselbe hat denn auch nach bestem Vermögen den Wunsch des Dahingegangenen erfüllt.

Und löst sich hier das Räthsel nicht
Der Tränen, die geweint,
Im Land des ew'gen Sonnenlichts
Da siehst Du, wie's gemeint.

9. Schreiber Jakob Klassen.

„Jede Zeit“ so pflegte mein Vater oft zu sagen, „bringt auch die Männer mit sich, die es braucht.“ Es ist schon lange, lange her, seit mein Vater, der nun schon bald 20 Jahre im Grabe ruht, jene Worte gesprochen. Die Worte habe und werde ich nie vergessen, weil ich ihre Bestätigung im Leben recht oft begegnet habe. Wie oft stehen wir an Sterbebetten von Männern, ohne die wir uns meinen nicht helfen zu können. „Wer wird ihren Platz einnehmen? Wo finden wir Ersatz? Wer füllt die Lücke aus?“ ja fragen wir dann wohl und sehen uns nach allen Seiten um. — Aber siehe, es dauert nicht lange, da tritt der Reserve hervor.

Es war Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, da legte der Chortitzer Gebietschreiber J. Epp seine Feder nieder, um seine langjährige Arbeit einzustellen. Er wurde in die Ewigkeit abberufen, mußte Feierabend machen, denn die ewige Sabbatruhe brach für ihn an.

Es wurde allgemein gefragt. Wer wird diesen schweren verantwortlichen Posten ausfüllen? Man konnte sich das Gebietsamt ohne diesen Mann, den jedermann kannte, nicht denken.

Aber der Mann war da und zwar in der Person des Schreibergehilfen J. Klassen, der schon jahrelang dort gearbeitet und, wie man so sagt, eingezogen war. Er war ein ganzer Mann auf seinem sauren Platz. Groß und schwer waren seine Pflichten, wenig freie Zeit hatte er. Ueber alle möglichen Sachen mußte er Auskunft zu geben wissen. Viel hatte er mit den verschiedensten Schulen zu tun. Mühe kostete es ihm, die Listen der einzuberufenden Jünglinge, die fast über das ganze, große Reich wohnten, aber laut Revision nach Chortika gehörten, auszufertigen. Nicht weniger Arbeit war auch mit dem Ankauf von Ländereien für die

Landlosen und deren Ansiedlung verbunden. Da galt es denn manche Lasten zu tragen, manche Reise zu machen und obendrein noch viel Undank und Verleumdung hinzunehmen, ohne noch zu erwähnen der vielen Scheerereien, denen er mit großen und kleinen Beamten ausgesetzt war.

Im ersten Jahre des Krieges wurde allen Deutschen in Rußland verboten, sich zu versammeln; mehr wie drei Mann durften nie zusammen sein. Auf die Gottesdienste erstreckte sich dieses Verbot nicht. Nun haben wir zu jener Zeit versucht, wo es nur galt, der Regierung den Beweis zu geben, daß wir treue Untertanen seien. Zu diesem Zwecke hielt man in dem Bethause zu Chortika und auch an anderen Orten Gottesdienste ab, wo den Gemeinden ihre Pflichten dem Vaterland gegenüber warm ans Herz gelegt wurden. Es wurde besonders betont, es müßte an den verwundeten Soldaten und deren Familien Samariterdienst geübt werden... Das wurde als Verstoß gegen erwehntes Gebot angesehen. Die Folge war: der Älteste, Oberschulze und Schreiber wurden zu den gemeinen Verbrechern ins Gefängniß geworfen. Sie wurden zu einer Verschickung nach Sibirien verurteilt, und nur Dank dessen, daß eine große Summe Geldes geopfert wurde, blieben sie davon bewahrt. —

Nach Klassens Rückkehr aus dem Gefängnisse, fragte ich ihn bei unserer ersten Begegnung, ob er nun nach diesen traurigen Erlebnissen, die er gemacht nicht auch schon ernstlich an eine Auswanderung zu denken anfange. Aber der edle Mann dachte anders als ich. Er antwortete mir darauf, daß ihm seine Heimat nun noch lieber geworden, weil er in ihr habe leiden müssen. Und über die Auswanderung denke er so wie seinerzeit eine Gräfin in Finnland. Diese habe zu jungen Leuten, die das Land in einer trüben Zeit verließen, gesagt: „Haben wir hier so viel gute Tage gehabt, so ist es unsere Pflicht der Heimat gegenüber, auch in der bösen Zeit durchzuhalten.“

Seit jener Zeit haben Umstände und Verhältnisse es mit sich gebracht, daß wir uns immer näher traten. Es mußten viele Sikunaen abgehalten werden, und Klassen fehlte als erfahrener Mann und guter Schreiber selten.

Meine letzte Unterredung mit ihm war auf einem Begräbniſſe in Roſental. Es war zur Zeit, als die Deutſchen die Ukraina eingenommen hatten. Auf dem Rückwege vom Friedhofe in das Trauerhaus erzählte er mir mit Thränen in den Augen von dem traurigen Geſchick ſeines Bruders, der ſeinem Leben durch Selbſtmord ein Ende gemacht. Er hatte dieſen Bruder beſonders in ſein Herz eingeſchloſſen und geliebt, und nun dieſer tragische Tod! Ich verſuchte ihn, ſo viel der Herr mir Kraft gab, zu tröſten.

Am Kaffeetiſch trat er noch ſo recht warm für das Schulweſen ein. Viel Beſorgnis und viel Kummer machte es ihm, daß das Fortbeſtehen der Mädchenschule damals in Frage geſtellt wurde. Ich bin ein Optimist. Mir ſah die weitere Exiſtenz der Schule nicht ſo dunkel. Darauf erwiderte er mir: Ich wünſche, du hätteſt recht, aber ich kann's nicht glauben.

Nicht lange mehr dauerte es, da dachte niemand mehr daran, Sitzungen abzuhalten. Es gab verſchiedene Fronten. Man kam nicht heraus aus den Schreckenstagen. Die Flinten knatterten, die Kugeln pfiſſen; die Kanonen donnerten und ſpieen Feuer. Die Schrapnelle ſauſten durch die Luſt und brachten Schrecken und Entſetzen über die Bevölkerung. Es geſchah, daß ſie in die Häuser fuhren, den Mann in Stücke riſſen, daß man lange nicht alle Teile des Körpers zuſammenfand, oder der Frau beide Beine abgeriſſen wurden. In ein Haus fuhr eine Schrapnelle und drehte eine Komode um, daß ſie mit den Füßen nach oben ſtand; das Mädchen, das vor der Komode ſtand und ſich kämte, blieb unverſehrt. Zu all dieſen Schrecken kamen dann noch Arreſte. Dieſen letzten waren beſonders die Perſonen ausgeſetzt, welche eine öffentliche Stellung, einen verantwortlichen Poſten einnahmen. Manche flohen auch, als ſie ſahen, welche Gefahr ihnen drohte.

Schreiber Klaſſen ſtand treu auf ſeinem Plaß; er war ſich keiner Schuld bewußt. Es war aber jene Zeit eingetreten, von der die heilige Schrift ſagt, daß die Ungerechtigkeith überhand nehmen wird auf Erden. Es dauerte nicht lange, da ereilte auch Freund Klaſſen das Schickſal vieler

seiner Brüder: er wird arretiert. Verschiedene Beschuldigungen werden ihm zur Last gelegt; er wird gefangen nach Alexandrowst gebracht. „Er hat den Tod verdient, ist des Todes schuldig, was bedürfen wir weiter Zeugnis,“ so wird von den Unholden festgestellt. —

Auf Bitten und Flehen von der Familie und Freunden verspricht man bis zum nächsten Tage 9 Uhr morgens mit der Vollstreckung des Todesurteils zu warten. Werden bis dann Beweise für die Unschuld des Gefangenen einlaufen, dann soll er frei gegeben werden.

Am folgenden Morgen früh, lange vor Sonnenaufgang, kommt der Sohn mit den Papieren, welche die Unschuld des Vaters dartun, in der Stadt an. Aber — der Vater ist nicht mehr. Schon 3 Uhr nachts hat man ihn aus dem Gefängnis geholt und außerhalb der Stadt mit noch 2 andern erschossen.

Alles Bitten um die Erlaubnis, die Leichen auf unserm Friedhof zu begraben, wurden höhnisch abgeschlagen. Erst nach mehreren Wochen konnte die Leiche ausgegraben und auf unserm Gottesacker bestattet werden. Keiner der Angehörigen konnte anwesend sein. Nur wenige seiner treuen Freunde gaben ihm das letzte Geleite. Ich hatte die traurige Pflicht, ihm die Grabrede zu halten. Später kam sein treues Weib, das nun bereits auch schon seit Jahr und Tag in der Obern Heimat weilt, und die Kinder und weinten sich satt an seinem Grabe.

45 Jahre hat er seinem Volke redlich und treu gedient.
Auf Treue warten Kronen!

Auf Wiedersehen, Du treuer Freund und Bruder Jakob Klassen!

10. Abraham Unger.

Einlage ist ein großes Dorf, schön gelegen an dem prachtvollen Dnjeprstrom, dessen Bett dort stellenweise von hohen Felswänden eingeengt ist. Ueber den Strom führt, wo diese Wände am Höchsten sind, eine großartige Brücke, wie ihresgleichen wenige in der Welt sind. Die Brücke trägt sich durch ihre Schwerkraft, die an beiden Ufern liegt. In der Mitte ist ein Stück von 120 Fuß eingesezt, und ebenso hoch erhebt sie sich von dem Wasserpiegel des Stromes. Diese Brücke hat auch eine große Rolle gespielt während des Krieges. Zweimal ist das mittlere Stück gesprengt worden. Diese Sprengung verursachte einen derartigen Luftdruck, daß im Umkreis von 15 Meilen die Fenster flirrten. Die Tiefe des Dnjeprs beträgt dort 140 Fuß. Nachdem die Brücke gesprengt, fuhr ein Zug der Roten—man behauptet 60 Waggon mit 2 Maschinen—, beladen mit Menschen und Vieh, in die entstandene Lücke und versank rettungslos.

Auf jener Brücke wurde ein Jüngling, der dort Wache stand, von Machno überrascht. Man beraubte ihn seiner Kleider und stellte ihn vor die Wahl, sich zerhacken zu lassen oder hinabzuspringen. Der Jüngling bedachte sich nicht lange, sprang hinab und rettete sein Leben.

In Einlage sind 7 Personen durch Schrapnell's ums Leben gekommen und noch mehr auf eine schrecklichere Art und Weise zu Tode gemartert worden.

Dort in Einlage wohnte unweit der schönen Kirche und der vierklassigen Schule Abraham Unger. Sein Name war weit und breit bekannt und hatte einen guten Ruf. Unger hatte eine Wagenfabrik. Seine Wagen waren solide gebaut; nur gutes Holz, Eisen und Stahl fand Verwendung in seiner Werkstatt; nur gewissenhafte Arbeiter fanden dort eine Anstellung. Das Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber war das Allerbeste. Wer einen guten Federwagen kaufen wollte, der ging zu Unger.

Unger war ein erfahrener, edelgesinnter Mann. Wir haben ihn recht oft bei dem Bau unserer Irrenanstalt, die kaum eine Meile von Einlage liegt, zu Rate gezogen, und er war immer zu haben, wo's galt, eine gute Sache zu fördern.

Auch dieser edle Mann, der doch sicherlich keine persönlichen Feinde hatte, wurde ein Opfer der bösen Zeit. Er befand sich mit seinem Sohne in der Stadt Zekaterinoslaw, als die entfesselte Bande von Verbrechern dort wütete. Man glaubte, in ihm einen General gefunden zu haben, und erbarmungslos wurde er und sein Sohn niedergemetzelt und mit den vielen anderen, hunderten an Zahl, in Gruben geworfen und verscharrt.

Als die Verhältnisse es erlaubten, machte sein ältester Sohn sich auf den Weg, um nach den Leichen zu suchen. Man riet ihn ab, es sei vergebliche Mühe, er werde sie doch nicht finden. Umsonst, die Kindesliebe scheute nicht die mühevollen Arbeit, der letzten Ueberreste der teuren Verunglückten habhaft zu werden, um sie auf dem Friedhof des heimatischen Dorfes zur Ruhe zu bestatten.

Saure Arbeit, schwere Arbeit, ein Grab nach dem andern, wo die verstümmelten Leichen zu Duzenden lagen, zu durchsuchen; aber die Liebe kann viel, sie läßt sich nicht so leicht zurückschrecken und überwindet alles.

Wer sucht, der findet. Auch hier wurde das treue Suchen mit Erfolg gekrönt. Nach langem Suchen findet der Sohn Vater und Bruder.

Nun liegen sie friedlich und stille in der Erde in heimatlicher Scholle engebettet und harren des großen Auferstehungsmorgens, wo den Stimme des Lebensfürsten alle Toten aus ihren Gräbern rufen wird. Dann werden alle Tränen aus unseren rotgeweinten Augen gewischt werden. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Dort werden wir dann im Licht erkennen, was uns auf Erden dunkel war.

„Wie wird uns sein, wenn endlich nach dem schweren
Und nach dem letzten ausgekämpften Streit
Wir aus der Fremde in die Heimat kehren
Und einziehen in das Thor der Ewigkeit!“

Schlusswort.

Was soll ich nun noch zum Schluss sagen?

Ich weiß, es gibt viele in unserem Volk, die der Ansicht sind, daß die Menschen, welche so Schweres gelitten, vielfach schuld daran sind, da sie sich so arg an ihren Arbeitern verjündigt haben. Dem ist jedoch nicht so, da doch viele der Edelsten und Besten der mörderischen Kotte zum Opfer fielen, wie die Landesfinder es selbst bekannt. Alle, welche in guten materiellen Verhältnissen lebten, waren Verbrecher in den Augen der entfesselten Bande. Wer wegen Verbrechen im Gefängnis gesessen, das war ein Märtyrer und mußte gerächt werden an denen, die es in der Welt zu einem Vermögen gebracht hatten.

Es ist Gnade, pure Gnade, kein Verdienst, wenn der Turm von Siloah nicht auf uns gefallen.—Als die Jünger Jesum fragen, wer schuld daran sei, daß dieser blind geboren, er oder seine Eltern, da antwortet Jesus: Keiner sei daran schuld, es solle eben an diesem Blindgeborenen Gottes Herrlichkeit offenbar werden.

Erst durch den Sündenfall wurde Gottes Liebe offenbar. So auch in dieser Schreckenszeit. Jede Pflege in der Typhusepidemie, jedes Pfund Mehl und jedes Kleidungsstück, das über das große Weltmeer zu uns herübergebracht wurde, war ein Gruß aus der ewigen Heimat, redete eine deutliche Sprache von jener Liebe, deren Höhe, Breite und Tiefe kein Mensch ermessen kann, die uns den Heiland auf die Erde brachte.

Alles, alles, was irdischen Wert hat, wurde uns geraubt, ja noch mehr, unsere Lieben wurden auf eine grausame, satanische Weise von unserer Seite gerissen,—aber der Glaube an Gott, der Glaube an Jesum, dieses edle himmlische Gut, ist uns geblieben und das wiegt alles andere auf.

„Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ, wo er ist,
Stets sich lassen schauen,
Wollt ihn auch der Tod aufreiben
Soll der Mut dennoch gut
Und sein stille bleiben.“

Inhalt.

1. Jasch.
2. Frau Miller.
3. Eine Schwergeprüfte.
4. Eine denkwürdige Nacht.
5. Marie.
6. Der kleine Diedrich.
7. Peter Schmidt.
8. Gerhard Wieler.
9. Schreiber Jakob Massen.
10. Abraham Unger.

Von demselben Verfasser:

Reisekizzen über die Auswanderung
im Jahre 1923,

Preis 40c.

Krimlein, Gedichte,

" " 35c.

Wegeblumen, Gedichte,

" " 35c.

Zu beziehen durch:

Mennonite Publishing House
Scottsdale, Pa.

und

Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man.